

In der Schule. Lehrer zum Schüler: „Mit wem kämpfte Achilles vor Troja?“ — Schüler: „Mit Pluto!“ — Lehrer: „Mit Pluto?“ — Schüler: „Nein, mit Nero.“ — Lehrer: „Mit Nero?“ — Schüler: „Na, dann mit Sekt — einer von unseren drei Hunden zu Haus war es!“

Dann freilich. „Sind Sie denn einverstanden damit, Frau Schmande, daß Ihr Mann Abend für Abend im Löwenbräu sitzt?“ — „Was soll ich machen? Er hat mir eine Aktie von der Brauerei gekauft und nun muß ich ihn doch eine möglichst hohe Dividende herauskaufen lassen!“

Vom Kasernehof. Hauptmann (zum Einjährigen, der fortwährend von seinem Pferd abgeworfen wird): „Was sind Sie von Beruf?“ — Einjähriger: „Tierarzt.“ — Hauptmann: „Ach so, darum hat auch der Gaul solche Abneigung gegen Sie!“

Kindlich. „Papa, haben die Rosinen auch Beine?“ — „Nein, mein Sohn.“ — „Na, dann hab' ich 'ne Schwabe gegessen.“ (Dorfbäcker.)

Die Wahl. „Man muß schön sein in solchen Dingen.“ begann der mecklenburgische Gutsbesitzer v. S. seinem Freunde zu erzählen. „Bei den Wahlen also rief ich meine Arbeiter zusammen und sagte: „Zwei Schweine werde ich für euch schlachten, und vier Tonnen Bier werde ich zum Festen geben, wenn hier im Gutsbezirk keiner für den Sozialdemokraten stimmt.“ — „Natürlich, lieber Freund, sie wählten alle konservativ! Und trotzdem habe ich Bier und Schweine gehabt.“ — „Vermute Geniestrich!“ — „Ja... Im Gutsbezirk waren doch zwei Stimmen für den Sozialisten abgegeben worden, nämlich von mir und meinem Inspektor.“

Der Kurzschütze. „Habe die Ehre, Herr Professor, Ihr ehemaliger Schüler!“ — „Ah, Sie haben sich ja famos herausgemacht!“ — „Teufel, nun kann ich ihn nicht mal um ein Almosen ansprechen!“ (Simplicissimus.)

Ländlich. — „Aber, wozu braucht denn euer Vorsteher eine so mächtig große Mode?“ — „Wann a Redner net aufhör'n will, nacha wirft sie eazm der Vorsteher auf 'n Schädel n'au!“

Ein Geschichtschreiber. — „Was schreibst du da so eifrig, mein lieber Spund?“ — „Eine Geschichte! Eine Räuber Geschichte sogar! Da heißt es, den Kopf anstrengen!“ — „Wie? Eine Räuber Geschichte? Für eine Zeitschrift?“ — „Ach nein! Für meinen Alten! Ich brauche Geld!“

Profanes Motiv. — „Wie rüstig der alte Metzger noch ist! Drei Treppentufen nimmt der auf einmal.“ — „Das tut der nur aus Geiz, damit die Stiefelsohlen länger halten.“

Klassische Variante. — „Sieh, Männchen, den Hut hort im Fenster!“ — „Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehn!“

Wohlfahrt. Hedwig: „Und nicht viel hat gefehlt, und ich wäre selbst verbrannt: die Flammen hatten bereits meine Haare berührt.“ — Paula (einfallend): „... als du natürlich das Haar im Stich ließest und aus dem Zimmer flohst.“ (Wegendorfer Blätter.)

Neues vom Serenissimus. Franz List spielte einmal in einem Konzerte seine Fuge „B. A. C. H.“. Während der Pause wird der Künstler zu Serenissimus gerufen. Se. Durchlaucht denken zuerst intensiv nach und sagen dann leuchtenden Blickes: „Wollen Sie, ah, lieber Meister, nicht auch einmal auf Ihren Namen eine, ah, Fuge komponieren?“

Humor des Auslandes. Unsere Kleinen. „Was schreibst du denn da, Karlchen?“ — „Ein Buch, Wink für Eltern!“ (Jugend.)

„Nichts einleuchtender als das.“ erwiderte Bienenfeld. „Du wirst doch haben — nu — sagen wir: sieben Freunde.“

„Hab ich,“ versetzte Friedenthal. „Also schickte jedem von den sieben Freunden sieben Anzüge mit 'ner Nota über sechs. Werden sie nichts sagen und sie behalten.“ „Ausgezeichnete Idee!“ rief Friedenthal und begibt sich sofort an die Auslieferung.

Nach acht Tagen trifft er seinen Freund auf der Straße. „Nu?“ fragte dieser, „wie ist es geworden mit den Anzügen?“ „'n Schlag sollte kriegen!“ rief Friedenthal. „Refusiert haben sie und retourniert haben sie alle mit'nander, aber keiner mehr als sechs!“

Humor des Auslandes. Enttäuschung. Maub: Ein Raffestier wie der unsrige ist was Abscheuliches, Mama! Heute hat mich 'n feiner Herr verfolgt, und schließlich hat er sich lediglich als Hundeliebhaber entpuppt!“ (Zwaud.)

Rebus.



Verwandlungsaufgabe.

Nachstehende 11 Worte sind durch Veränderung ihres Anfangsbuchstabens in ebensoviele Worte von anderer Bedeutung zu verwandeln: Korn, Eden, Palm, Dora, Ober, Plan, Umme, Kahn, Oder, Gelb, Dose. Bei richtiger Lösung machen die neugewählten Initialen einen mit frohem Hopen begrüßten Ankömmling namhaft.

Versteckträtsel.

In den Worten: Weinstube, Saatkrahe, Festigkeit, Ganges, Sempronius, Wellenfittich, Pneumatic, Zahn, Kralle, Glend, Kunst, Laterne, Flieder, Abend, Schlesien, Bernstein, sind je drei Buchstaben nebeneinander versteckt enthalten, die im Zusammenhang gelesen, einen Zursz ergeben.

Zogograph.

Mit W da dehnt' ich weithin aus
Mit Z als ein riesenhaftes Haus,
Mit Z da wird mein Bau nur klein
Und stark beschränkt im Raume sein.

Ordnungsaufgabe.

Hie der dem das daß Christbaum für reich Gaben ihr morgen denkt brennt bekränzt mit strahlend ob dran ihr und das Wangen heil'gen fröhlich Christ Kinder geht trocken lernet fränke nicht blasse und Leute arme kennt dann und ihre Gaben von zwar doch so seliger ist Empfangen.

Vorstehende Zeilen sollen eine Strophe von Gerok zum Abdruck bringen, die dem Seher leider bei der eiligen Weihnachtsarbeit durcheinander gefallen sind. Wie lautet die richtig geordnete Strophe?

Auflösungen

aus der vor. Freitag-Nummer von „Fürs Heim.“

Rebus: Fröhliche Weihnachten.

Auber
Roma
Amur
Orden
Bingen
Epos
Athen
Meise
Singen
Eile

Tauber
Aroma
Namur
Norden
Ebingen
Nepos
Baden
Ameise
Uingen
Melle

Zanzenbaum.

Silbenrätsel:

Oderbruch, Duerstadt, Fröhlichkeit,
Libanon, Cheruster, Dschah, Du-
blin, Segelschiff, Libelle, Geheimnis,
Gnadau, Dennenwitz, Brindisi,
Gengenbach, Demut, Weibrauch,
Nachtschatten, Zeitgeist.

O, du fröhliche, o, du selige, gnaden-
bringende Weihnachtszeit.

Verantw. Redakteur Fr. Meyer, Kamen.

Druck und Verlag von C. Man in Börde.



Des Herzens Gebot.

(Schluß.)

Roman von Anna Seffert-Ringer.

Lange noch, nachdem Robert zu Ende gelesen, war es still zwischen den beiden. Roberts Haupt beugte sich tief unter der Wucht des neuen Schlages. Tiefe Falten, die sich nie wieder glätteten, gruben sich in seine Stirn.

Er konnte die, welche so grausam und verabscheuenswerth gehandelt, ferner nicht mehr Mutter nennen. Und doch ließ sich das Band, durch das die Natur sie verknüpft, hatte, nicht zerreißen.

Dann aber begann Irene's schönes Liebeswerk. Sie fand immer neue Momente, um die Handlungen der unseligen Frau zu entschuldigen. Und schließlich war ja alles gut geworden. Tante Vores Segen umschwebte sie beide.

„Wenn ich Dich nicht an mich gekettet hätte, ehe ich dieses Schreiben las, so wären wir für immer getrennt geblieben,“ sagte Western endlich, „jetzt würde ich fliehen, soweit meine Füße mich tragen können.“

„Und wohin sollte ich denn allein mit all meiner Seligkeit und all dem Geld? Bedenke doch nur, ich eine Western. In dem Namen lag stets ein Märchenklang für mich.“

„Hast Du wirklich den Mut, ihn für immer zu tragen, Irene? Fürchtest Du nicht, daß der Sohn dieselben bösen Leidenschaften in sich trägt, wie —“

Sie legte ihm schnell die kleine arbeitsgewohnte Hand auf den Mund. Ihr liebes Gesicht war sehr ernst geworden. „Deute auf Unehliches nie wieder hin, Robert, damit nichts den reinen Glanz unseres Glückes trübt.“

„Du hast recht, Irene. Und noch oft werde ich solcher Mahnungen bedürfen. In mir ist alles zerrissen, alles wund. Aber liebe mich immer so aus ganzem Herzen, von ganzer Seele, dann will ich meinerseits alles tun, um zu gesunden.“

Mit einem Ruffe gab sie ihm die Antwort, „Und nun. Gute Nacht, Geliebter, ich richte mich hier schon ein. Morgen verabschiede wir hier das Weitere.“

So schieden Sie, von bangen Schauern beunruhigt, von der Wohnung neuen, kommenden Unheils gepeinigt und doch von einem Strahl himmlischen Glückes durchflutet. . . .

Wohle eilte, einer Nachtwandlerin gleich, durch die Dunkelheit dahin. Das schwere Seibengewand schleifte auf dem nebelreichen Erdboden mit unheimlichem Rauschen und Rascheln hinter ihr drein. Abgerissene Worten lösten sich, gleich schrillen Dissonanzen, von ihren Lippen. Das graue Haar flatterte, zum Teil gelöst, um das fahle eingesunkene Gesicht.

Und dann stand sie vor der Anstaltsporte. Scharf und anhaltend ertönte die Klingel.

Professor Pohl hatte seinen den Dresskittel abgelegt, dessen er sich bei dem Fortgehen nach alten Urkunden zu bedienen pflegte.

„Es wird ein ungeklärtes Geheimnis bleiben,“ sagte er halb laut, „ich kann dem armen Mädchen nicht helfen.“

In diesem Moment vernahm er den einem Alarm signal gleich kommenden Ton.

„Hier sind nur zwei Deutungen möglich,“ flüsterte er, „entweder ist jemand in Todesgefahr, oder — ein Wahnsinniger begehrt Einlaß.“

In den Korridoren wurde es lebendig. Die wachhabenden Wärter eilten ins Freie zu dem Wächter hinaus. Die Hunde des Ganzen zu bellen.

Die Hand aber, welche den Knopf der Mode erfaßt hatte, ließ nicht wieder los.

„Ich bitte um sofortige Berichterstattung!“ rief der Professor in den Korridor hinaus.

„Der Herr Direktor sinkt auch noch auf?“ Klang es respektvoll zurück. „Sawohl, die Meldung soll in wenigen Minuten erfolgen.“

Dann vernahm er das schleifende Geräusch der Seidenschleppe, die ungleichmäßig hastenden Bewegungen, für ihn ein untrügliches Symptom.

Wohle stand vor ihm.

Die Wärter kannten die vornehme, als Wohltäterin bekannte Frau, ihre Mienen bräuteten schones Entsetzen aus.

Auch der Direktor war in tiefster Seele erschüttert. Freilich verlor er die Geistesgegenwart nicht einen Moment. Sein Gesicht trug die Maske unzerstörbarer Ruhe.

„Ich komme, um meine Strafe anzutreten,“ murmelte Wohle, „die Lore sagte es immer: es gibt eine Gerechtigkeit — eine —“

„sehen blieben die großen Augen zur Seite, „eine Nemesis.“ Dann sah sie plötzlich voll den Direktor an und im selben Moment verzerrte sich ihr Gesicht vor Wut.

„Du bist schuld!“ schrie sie, „Du wolltest das Mädchen nicht aufnehmen, dafür sollst Du mir büßen!“

Sie machte Miene, auf den Direktor zuzustürzen, doch schon hatten nervige Fäuste sie gepackt.

Der Direktor traf gelassenen Tones seine Anordnungen. Frau Western erhielt eine beruhigende Arznei, dann wurde sie entledet, und zu Bett gebracht. Aber der erwünschte Schlummer stellte sich nicht ein. Wohl schlug sie mit den Händen um sich. Später stellten sich Krämpfe ein. —

Am nächsten Morgen in aller Frühe hielt die Kutsche des Direktors vor der Western'schen Villa. Alles lag noch im tiefsten Schlaf.

Endlich kam der Portier, notdürftig gekleidet, zum Vorschein. Er machte große Augen, als er den Professor erkannte. Western wurde gewacht. Als er hörte, daß der Direktor von der Anstalt da sei, dachte er sogleich an Irene's Mutter. Ob sie von ihren Leiden erlöst war?

„Ich bringe eine Trauerbotschaft, Herr Western,“ sagte Pro-

Heister Bohl, mit tiefem Ernst, und dann late er mit aller Schonung das Borgefallene mit.

Robert war weniger schmerzhaft betroffen, als der Direktor erwartet hatte. Tief beugte der schwergeprüfte Mann das Haupt, „Was Gott tut, das ist wohlgefallen“, sagte er leise.

„Sie hatte nur wenige Stunden zu kämpfen“, fuhr der Direktor fort, „das ist ein großer Trost für Sie, es hätten auch ebensoviele Jahre werden können.“

Für Robert war diese Lösung eine Wohltat. Nun konnte er in Frieden ihrer gedenken, welche ihm eine so zärtliche Mutter gewesen war und doch alles in ihm zur Empörung herausgefordert hatte.

Mit einem Sändebild verabschiedete sich der Direktor. Nun hatte er doch noch das Geheimnis erfahren, das Nora's Person umgab. — Wie hatte es, wahnnumfangen, unter Todesqualen ausgeplaudert. —

Dunkle Schatten fielen auf das Glück des jungen Brautpaares, die härteren Trauerklieber dämpften alle Freude.

Einer aber war, der nicht trauerte, sondern mit strahlendem Gesicht um das junge Paar herum war, unerschöpflich im Erinnern reizender und kostbarer Geschenke für Irene, während in seiner sorgenden Bärtlichkeit um Robert.

Das war Ulrich Krause.

Daß konnte das junge Paar sich ein Leben ohne ihn garmacht mehr denken. Wie einen Vater liebten sie ihn. Was auch unternommen wurde, er mußte seine Ansicht und seinen Rat dazu geben.

Und der alte Herr, welcher schon mit einem Fuß im Grabe gestanden hatte, lebte wieder auf im Sonnenschein des Glückes, in der Liebe zu dem ersten, schwergeprüften Brautpaar.

Bis zu ihrem Hochzeitstage blieb Irene in der Familie des Professor Bohl. Dort sah sie täglich ihre Mutter, deren Gneigung zwar langsam aber stetig vorwärts schritt. Freilich, ob der Geist je wieder klar und selbständig denken lernte, das blieb dahingestellt.

Aber Nora besaß hier ein wahrhaft behagliches Heim, hatte die denkbar beste Pflege und führte ein angenehmes Dasein. Mit diesem Trost mußten ihre Angehörigen sich einweilen begnügen.

Die Villa Western wurde zum Verkauf ausbezogen, die Beamten entlassen und alle geschäftlichen Beziehungen gelöst.

Nach der Hochzeitsreise wollte Western sich mit seiner jungen Frau in London niederlassen, in selbständiger Firma selbstredend, und Ulrich Krause war sein Kapitalist.

Die ungewöhnlichen Vorgänge im Westernschen Hause hatten viel Staub aufgewirbelt, man tuschelte und munkelte ohne Aufhören, freilich, ohne der Wahrheit nahe zu kommen.

Irene war auf den angenommenen Namen ihres Vaters konfirmiert worden und sie behielt ihn auch bis zur Trauung bei.

Mit den bisherigen Freunden, den Gemmings und Teubners hatte Robert nicht wieder angeknüpft. Die Erinnerungen an jenen schrecklichen Abend erregten ihn noch immer in krankhafter Weise.

Und dann kam ein Tag, wo Irene in schlichtem, weißen Seidenkleide, im Schmuck der Myrte und des langwallenden Schleiers vor ihm stand.

Sie sah ein wenig bleich aus, aber lieblicher, bezaubernder denn je. „Bist Du glücklich, Robert?“ flüsterte sie, mit dem leuchtenden Blick des liebenden Weibes in seinen ernsten Augen forschend.

„In Deiner Liebe bin ich es, Irene. Vergiß nie, daß Du mein alles bist und alle Nachsicht, sollten mich trübe Stimmungen heimsuchen, oder gar ein rasches Wort gegen Dich fallen; es gilt nicht Dir, sondern all dem Dunklen, das so schwerlastend auf mich einbrang.“

„Wenn wir erst im sonnigen Süden sind, müssen alle Schatten weichen!“

„Was ist mir die Welt!“ sagte er leidenschaftlich, „Deine Liebe ist meine Welt und mein Paradies, ich brauche nichts anderes.“

Ein schwindelndes Glücksgefühl durchflutete Irene bei solchen Worten. Wie tief unglücklich war sie immer gewesen, wenn man sie als unnütz und überflüssig gescholten. Und nun sich so geliebt zu wissen.

Das Schicksal hatte sie überreich entschädigt, ihr die ganze Fülle der Glücksgüter zu Füßen gelegt, Gold und Perlen und einen hochgeschätzten Namen, und doch erschien ihr dies alles nebensächlich im Gegenfatz zu der schönen, echt weiblichen Aufgabe, die es ihr zuerteilt, dem Gebot der Liebe zu folgen, und durch ihre Wunderkraft all die Wunden zu heilen, die das Schicksal dem geliebten Manne geschlagen.

Die Glocken klangen und der Hochzeitswagen stand bereit. Nicht an einander geschmiegt führen sie in den stillen Wintertag hinaus, der herrlichen, alten Stiftskirche zu, in wunschloser Seligkeit.

Ulrich Krause aber, welcher in dem zweiten Wagen folgte, ließ seine Gedanken vergnügt wandern. „Uebers Jahr —“ und dabei zwinkerte er listig mit den Augen.

„Den Kriegern wir noch lange nicht tot.“ hatte gestern ein junger Anstaltsarzt in der Weinstimmung in Bezug auf Krause gesagt.

Er hörte die Bemerkung wohl, nahm sie aber durchaus nicht übel. Er tat sich viel darauf zugute, daß er, „die Kugel ins Rollen“ gebracht hatte. Nun wollte er auch bei allem dabei sein, und dießlich freute er sich in der Stille darüber, daß es ihm allein noch vergönnt sein würde, später die kleinen Babys auf den Armen zu wiegen.

Als das Brautpaar die Kirche betreten wollte, flog eine schneeweiße Taube so tief an ihnen vorbei, daß sie Irene's Schleier streifte.

In ein und demselben Gedanken saßen sie sich an. „Tante Dore's Geist umschwebt uns“, sagte die junge Frau mit kindlich gläubigem Sinn.

Und in Western überzog zum ersten Male wieder ein Empfinden reiner Freude. „Ich muß wieder gut machen, was meine Mutter schloß“, dachte er, „dann wird ihr dort oben vergeben werden.“

Es wurde auch in seiner Brust Frieden, und während er zum Altar schritt, den Engel der Liebe und Güte an seiner Seite, lösten sich alle Dissonanzen seiner Seele in sanfte Harmonie auf. Ende.

Erinnerungen an Kaiser Friedrich.

Eine Fülle wehmütiger Gedanken löst ein Buch aus, das soeben im Verlage der Vossischen Buchhandlung, Berlin W. 62, erschienen ist. Es führt den Titel „Briefe, Reden und Erlasse des Kaisers und Königs Friedrich III.“ Die Sammlung, die mit stimmungsvollen Einleitungsworten und mit erläuterndem Text versehen ist, ist veranlaßt von dem Archivar Dr. G. Schuster und darf als ein sehr willkommener Beitrag zur Erkenntnis des Charakters des edlen, allzu früh verbliebenen Fürsten dienen.

Die Sammlung beginnt mit einem kindlichen, in französischer Sprache abgefaßten Glückwunschschreiben an den „Her Grand-Papa“ (König Friedrich Wilhelm III.) und endet mit ergreifenden Briefen und Erlässen an Bismarck, den Justizminister usw. aus der Zeit, wo Friedrich III. als sterbender Mann mutig und gottergeben, püchtreu bis zum äußersten, seinem Ende entgegen sah. Einige wenige charakteristische Stücke aus dem umfangreichen Werk seien heute hier zum Abdruck gebracht.

Im Wintersemester 1850 schreibt der junge Prinz Friedrich Wilhelm als Student einen Aufsatz „Ueber den Nutzen des Univeritätsbesuchs“. Darin befindet sich folgende schöne Stelle:

„Niemand kann es leugnen, daß man an den Höfen kein wahres Bild des Lebens und Treibens der Menschen gewinnt, und daß daselbe nur durch fleißigen Umgang mit Personen aller Stände erlangt werden kann. An den Höfen ist man von Leuten umgeben, welche stets mit Höflichkeit, mit Beobachtung aller höflichen Formen, und nur zu oft mit trügerischen Schmeicheleien den Fürsten entgegenkommen; die Gewohnheit führt allmählich dahin, daß man sich das Leben nicht anders vorstellt und alle Menschen, mit denen man zusammenkommt, über denselben Maßstab messen will. Die Menschen sind aber von Natur nicht an solche Formen gewöhnt, sondern sie sprechen sich im öffentlichen Leben frei und unumwunden aus, und man muß sich früh daran gewöhnen, anzuerkennen, daß oft in einer rauh und unbeholfenen Form ein sehr tüchtiger Kern von Wissen und Willen steckt. Die Welt ist einmal von dieser Art, und dieselbe gründlich kennen zu lernen, ist Pflicht der Fürsten besonders in unsern Tagen.“

Die Univeritäten sind Sammelplätze der höher gebildeten Jugend aus den verschiedenen Ständen und Gegenden des Landes. Während der aufwachsende Fürst bei Hofe meistens Umgang mit älteren Leuten hat, tritt er hier mitten in den Kreis seiner Altersgenossen, für welche er leben und wirken soll! Er bekommt einen Begriff von dem, was diese Jugend vorzugsweise beschäftigt, welche Richtungen vorherrschen, welche Hoffnungen sie gewährt.

Endlich wird der wissenschaftliche Eifer reich dadurch gehoben, daß man in größerer Gemeinschaft sich seinen Studien widmet, und zwar ist dies für den Fürsten um so wichtiger, da sie ihrer besonderen Verhältnisse wegen im früheren Unterricht meistens auf diese Urteile haben verzichten müssen.

Es sind besonders zwei Fächer der Wissenschaft, denen der Fürst seine besondere Aufmerksamkeit widmen muß; dies sind das Recht und die Geschichte.

Zu der Geschichte wird es seine Aufgabe sein, die im früheren Unterricht gewonnene Uebersicht unveränderlich auszubauen und dadurch zu erweitern und zu ergänzen, damit das Leben der Völker und Staaten ihm immer lebendiger vor die Augen trete.

Für die Stimmung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gegenüber dem in Aussicht stehenden Krieg von 1866 bezeichnend ist ein Brief an Herzog Ernst II. von Koburg unterm 26. März 1866:

Mein lieber Onkel!

Bestens für Deinen Brief dankend, benutze ich gleichfalls Schleinig*), um Dir, wenn auch nur allgemein gehalten, zu sagen, daß ich namenlose Pein in diesen Tagen ausstehe.

Bruderkrieg ist das nämliche Wort, welches ich gebrauche, um auszusprechen, wie ich Bismarck's Entschluß: den Krieg mit Oesterreich uns aufzuerlegen, ansehe. Noch stehen die Dinge wohl nicht zum Ausbruch. . . .

Der König ist entschieden nicht kriegslustig, vielmehr sich vollkommen der ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt, die er übernimmt, wenn er solch einen Krieg beginnt. Aber er ist gereizt durch Oesterreich's Auftreten im Bosnienischen wie auch in der Bresse; . . . und nun vollends in Böhmen und Galizien Truppenbewegungen stattfinden, wird dieser Umstand erst recht Del ins Feuer gießen. . . .

Unerklärlich bleibt mir Bismarck's Tollkühnheit, einen deutschen Krieg in deutschen Ränken gegen die Sympathie des engeren wie des weiteren Vaterlandes zu unternehmen, zumal nichts in der Welt dem K. Napoleon willkommener sein kann wie die sichere Aussicht, in Deutschland den Friedens-Stifter alsdann spielen zu können.

Man säßt sich aber hier auf die günstige Lage des Augenblicks. (?) . . . Wenn wir aber nicht gleich siegen, wenn die Nachbarn sich gegen uns erklären — was dann? Das ist das Schauerlichste, das eben so möglich ist, wie die Erfolge, auf die man hier so sehr zuversichtlich rechnet.

Was gekundenen Händen überantworten wir uns einem blinden Schicksal! Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil zu begegnen, abzuwehren, zu warnen, zu verhindern. Du weißt aber, wie wenig ich vermag. . . .

Wie immer, mein treuer lieber Onkel.

Dein treuergegebener Neffe und Freund
Friedrich Wilhelm.

Nach dem Kriege aber schreibt der Kronprinz an Ernst Curtius einen langen Brief am 8. Dezember, worin es heißt:

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehre“, so schrieb mein Großvater, Friedrich Wilhelm III., nach Beendigung der Freiheitskriege. Dasselbe sagten sich mein Vater und ich, als uns die Erfolge klar waren. Dieser Gedanke muß Einem befehlen, wenn man bedenkt, was alles auf dem Spiele stand, wenn wir nicht siegten. Aber eine glühende Begeisterung muß sich eines jeden Deutschen bemächtigen, wenn er bedenkt, was für tüchtiges Mark in den Gliedern unserer Landsleute, was für eine wirkliche Intelligenz in denen darin, die mit ihrer Zeit gehen und die Augen offen haben. Selbst die Deutschen, die gegen uns kochten, stellten ihren Mann, nur ihre Führer veranlaßten nicht die schnellen Siege am Main. Solch ein Volk muß eine hehre Zukunft vor sich haben, ja, es muß sich sagen, daß, wenn es endlich eins ist, seine Ansehen gebietende Bedeutung den Nachbarn keine Stunden bereiten wird, falls einer derselben Luft empfindet, uns anzuerkennen.“

Am 9. März 1889 starb der alte Kaiser. Der neue Kaiser 123 sterbenskrank in San Remo. Erschütternd ist sein unter demselben Datum an Morell Madenzie gerichteter Brief:

„Es gibt Umstände, wo es die Pflicht jedes Mannes ist, sich einer Gefahr auszusprechen, und solche Umstände sind jetzt eingetreten. Ich werde übermorgen zurücktreten. Ich bitte Sie, alle ärztlichen Vorschriften zu befolgen und mit dem Hofmarschall Grafen Radolinski darüber zu verhandeln. Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie alle Bedenkenheiten meiner Reise nach Norden möglich verringern werden.“

Am den Oberhofprediger Kögel richtet der Kaiser unterm 21. März 1888 das folgende schöne Schreiben:

„Mein lieber Oberhofprediger Kögel!

Die ernsten, gehaltvollen Worte in Ihrer Zuschrift vom 10. d. Mts. haben mich in schwer erschüttertem Gemüte tief bewegt. Ich weiß, wie nahe Sie dem Herzen Meines nun in Gott ruhenden Vaters gestanden haben, Ihre Treue und Liebe zu Ihm hat sich bis zu Seinem letzten Atemzuge bewährt. Der geistliche Anspruch, den Sie dem Sterbenden noch gezeigten, ist Ihm Tröstung und Stärkung gewesen, unter dem Segen Gottes ist Mein innig geliebter Vater in Ruhe und Frieden aus dieser Welt geschieden. Dieses Bewußtsein ist Mir, dem es nicht vergönnt war, am Sterbelager des nun selig Entschlafenen zu weilen, ein erhebender Trost. Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre treue und wahre Teilnahme. Möge Gottes Gnade und Barmherzigkeit in der Mir auferlegten Prüfung sich auch an Mir erfüllen. An Ihrem Segen ist alles gelegen!

Ich verbleibe

Ihr wohlgeneigter

Friedrich.“

Mit der Wiedergabe dieses aus echter Frömmigkeit geborenen Briefes wollen wir unsere Auswahl für heute schließen.

*) Albert, Freiherr von Schleinig, Pr.-Leutnant im Rhein-Kürassierregiment, abkommandiert bei Herzog Ernst.

Die Urgeschichte von Südafrika.

Die Archäologische von Südafrika bietet, wie der „Scientific American“ schreibt, schwierige Probleme von großer Bedeutung und hohem Interesse. Es wäre wahrscheinlich für die Urgeschichte dieses Landgebietes von Nutzen, wenn man die Fachausdrücke vom paläolithischen und neolithischen Zeitalter zunächst einmal ganz außer Acht ließe und eine vorläufig ganz neue Terminologie anwenden würde, die dann später, wenn erst einmal Klarheit in die verwinkelten Verhältnisse gekommen wäre, durch das allgemeine Urteil der archäologischen Wissenschaft entweder angenommen oder verworfen werden könnte. In vielen Ländern der alten Welt läßt sich ja eine fortgeschrittene Entwicklung der Kultur von einem Steinzeitalter über eine kupferne oder bronzene Periode zu dem Zeitalter des Eisens feststellen. Aber die Ureinwohner von Südafrika scheinen direkt von der Bearbeitung des Steins zu dem Gebrauch von Eisen übergegangen zu sein, ohne daß ihre Entwicklung die früheren Phasen der Metallbearbeitung durchlaufen hat, denn die geringen Reste von kupfernen Werkzeugen, auf die man gestoßen ist, sind doch zu unbedeutend und zu eng auf einzelne Gebiete beschränkt, als daß man annehmen könnte, daß durch sie eine ausgesprochene und durchgebildete Kultur bestimmt worden sei. Zudem sind die Arten der Verarbeitung von Eisen, wie sie sich bei den verschiedenen Stämmen des südlich vom Äquator gelegenen Afrika vorfinden, sehr ähnlich und deuten darauf hin, daß diese Kultur von außen bei ihnen eingeführt worden sei. Diese Folgerung wird bestätigt durch den allgemein unter ihnen schon früh üblichen Gebrauch des Schmiedehammbelages, wie er z. B. in Indien und auf dem ostindischen Archipel sowie auch in den afrikanischen Ländern nördlich vom Äquator sich vorfindet. Die Ansicht vieler Ethnologen geht nun dahin, daß Afrika die Bearbeitung des Eisens und andere Elemente dieses eisenen Kulturzeitalters Indien verdankt, ebenso wie die Einführung des Rindes, des Schweines und der Hühner. Jedenfalls ist eine hochentwickelte Technik der Eisenbearbeitung schon in den Urzeiten Südafrikas anzunehmen; Ursprung und Zukunft dieser eingeführten Kultur aber weisen mit noch größerer Wahrscheinlichkeit auf ein anderes Land hin als Indien. Das wichtigste und eigentlich charakteristische Metall Südafrikas ist das Gold und der Ueberfluß in dem es sich dort findet, hat weitgehende Wirkungen für das Land gehabt, obwohl es fast ausnahmslos von keinem der eingeborenen Stämme aus eigener Initiative bearbeitet und verwertet worden ist. Ueber das Wesen und die Abstammung der Fremden aber, die zuerst die Ausbeutung der südafrikanischen Goldgrube in Angriff genommen haben, fehlt bisher noch jeder sicherer Anhalt. Nur hie und da kann als feststehend angenommen werden, daß sie ursprünglich auf der Suche nach andern Erzeugnissen des Landes nach Südafrika gekommen sind, da die Ureinwohner das Gold ja nicht zu nutzen verstanden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Streben vor allem auf Elfenbein gerichtet war. Solche Elfenbeinfänger und -Händler haben also zuerst das südafrikanische Gold entdeckt. Diese Eindringlinge mußten nun jedoch aus einem Lande kommen, wo gewisse Formen des Bergbaues und des Metallschmelzens schon gehandhabt wurden und bereits eine ausgebildete Organisation der Arbeit herrschte, denn in diesen frühen Zeiten ist, wie geschichtliche Beispiele im Ueberfluß beweisen, der Bergbau nur durch das Mittel der Zwangsarbeit ausgeführt worden. Diese ersten Bearbeiter des Landes also, die aus dem südlichen Arabien kamen, gehörten einer viel höheren Kulturstufe an als irgend eins der Völker, mit denen sie in Berührung kamen, und sie waren mit ihrer handwerklichen und industriellen Ausbildung wohl befähigt, die Bantu-Stämme, die in den ungeheuren Gebieten zwischen dem Zambesi und dem Limpopo wohnten, zu unterwerfen, sie in den Ketten der Sklaverei festzuhalten, die Arbeit in den Goldminen zu organisieren und eine starke Befestigung des Landes sowie ein Verwaltungssystem mit der Küste einzurichten. Diese Befestigung des Landes durch die arabischen Fremdlinge war nur zu Zwecken der Ausbeutung unternommen, und als aus heute noch unbekannten Gründen ihre Stellung im Lande unsicher wurde und zu wanken begann, da zerbrach die ganze Unternehmung und die Fremden zogen wieder fort. Sie hinterließen aber unverwischbare Spuren ihrer Anwesenheit in der Struktur des Landes und der Kultur der Ureinwohner, obgleich in den Gebräuchen und Traditionen der Eingeborenen sich keine Erinnerung an die Herrschaft dieser zivilisierten semitischen Eroberer bewahrt hat. Es scheint, als ob die eingeborenen Stämme nach dem Verschwinden ihrer Bedrücker wie von einem Alp erwacht und in ihrem leichtem Temperament diesen graujugigen Traum sogleich vergaßen. Möglicherweise haben sich diese Einfälle mehr als einmal wiederholt.

Aus der Instruktion. Unteroffizier: „Wozu muß die Stube gekehrt werden?“ — Soldat: „Der Reinlichkeit wegen.“ — Unteroffizier: „Dummheit, nach der Tür zu!“